

Auch das soziale Engagement, der revolutionäre Elan kann zu einer Flucht werden — zur Flucht vor der Verantwortung für das persönliche Leben, zur Flucht vor der Verantwortung für dieses Leben vor Gott. So wie das „Rette deine Seele“ zur Flucht werden kann vor der Verantwortung für den Mitmenschen.

Franz Kardinal König

Kirche zwischen Streß und Hoffnung

Die Zeitlage ist so, daß die Kirche gezwungen ist, im Streß zu leben. Sie muß sich in mehr und mehr Ländern der Welt ihrer Gegner erwehren, sie findet einen doch wohl insgesamt harten Boden für die Botschaft, die sie verkünden und darstellen soll — nur wer in einem sehr eng traditionsgeprägten Familien- und Gemeindemilieu lebt, kann sich darüber hinwegtäuschen —, und sie hat nach wie vor gegen innere Schwierigkeiten, gegen Identifizierungsverhalte auch ihrer aktiven Glieder und gegen Erosionserscheinungen anzukämpfen. Sie ist — im Weltmaßstab — sowohl von innen wie von außen bedroht.

Wo *Kommunisten* regieren, wird sie offen verfolgt oder gerät in den Würgegriff religionsfeindlicher Administrationen. Selbst wenn sie nicht um das nackte Überleben kämpfen muß — wie bisher in der DDR —, sind die Christen der öffentlichen und persönlichen Diskriminierung zumindest auf den Berufs- und Bildungswegen ausgesetzt. Wo Gründe des Prestiges und kalkulierbare politische Vorteile nicht dagegen sprechen, wird — wie gegenwärtig am anschaulichsten in der Tschechoslowakei — versucht, der Kirche nicht nur jeden öffentlichen Wirkraum zu nehmen, sondern sie durch willkürliche Verwaltungsmaßnahmen — Drosselung des kirchlichen Nachwuchses (Numerus clausus in den noch übriggebliebenen Priesterseminaren), durch Berufsverbote für Geistliche, durch Drohungen an die Eltern, die ihre Kinder trotz allem in den Religionsunterricht schicken — auszuzehren. Gelingt es vatikanischen Stellen — wie in den letzten Monaten in Ungarn — wieder einmal nach langwierigen Verhandlungen mit durchaus zweifelhaftem Erfolg, ein Minimum an Lebensraum zu sichern, so wird dieser, ob es sich um diözesane Verwaltungen oder um den kirchlichen Religionsunterricht handelt, regelmäßig wieder mit neuen Abhängigkeiten und schikanösen Staatskontrollen durchsetzt. Der hinzugewonnene institutionelle Spielraum ist dann oft geringer als der zusätzliche Verlust an Unabhängigkeit gegenüber einer

mit ausgeklügelten neojosephinistischen Praktiken Religionspolitik betreibenden atheistischen Staatsmacht. Und in den wenigen Fällen, wo es — wie in Jugoslawien — zu einem echten modus vivendi gekommen ist, bringt jede innenpolitische Schwankung, jede ideologische Verhärtung, jede vermeintliche oder tatsächliche politische Verwicklung die Kirche wieder in die Gefahrenzone forcierter Angriffe und Tätigkeitsbeschränkungen. Nur wo die Kirche und der Katholizismus — wie in Polen oder Kroatien — als sozio-kulturelles Milieu so sehr mit einem Volk als Ganzem verknüpft sind, daß die Kirche als natürlicher Anwalt des Volkes erscheint, kann sie im kommunistischen Bereich ohne nachhaltigen Verlust an Lebenskraft bestehen. Was an Resten von Kirche im Reich Maos, für dessen ethische und politisch-pädagogische Qualitäten sich manche westliche Christen so sehr erwärmen, daß sie darüber die Hekatomben von Opfern solcher politisch-pädagogischer Anstrengungen vergessen, noch bleibt, wissen wir nicht einmal, und noch weniger wissen wir, ob sich in absehbarer Zukunft die Chance einer offenen Präsenz der Kirche einmal eröffnen wird.

Bis an ihren Lebensnerv herausgefordert

Im großen Bereich der *Entwicklungsländer* ist zwar die Lage sehr viel anders — im großen und ganzen freier, beweglicher, aber insgesamt kaum problemloser. Die Kirche nimmt dort nicht nur — wie in Lateinamerika — teil an den unstabilen politischen Verhältnissen — einmal als Mitverursacher, ein andermal als Beschuldigter, ein drittesmal als Opfer —, sondern befindet sich selbst in einem späten — nach Meinung vieler zu späten — Prozeß der Auseinandersetzung und Anpassung an ihre kulturelle und soziale Umwelt. Alles, was gegenwärtig in der Literatur über die Kirche in der Dritten Welt — beispielhaft auf der

letzten Bischofssynode in Rom — unter den Stichworten „Afrikanisierung“, „Indisierung“, „Indigenisation“, „Authentizität“ diskutiert wird, erfordert von der Kirche eine gewaltige Anstrengung an Selbstbescheidung und zugleich an Selbstbehauptung.

Massive *Selbstbescheidung* ist nötig, weil sie nicht nur ihr europäisch-westliches Gewand ablegen, sondern im Leitungs-, Arbeits- und Verkündigungsstil auch ihre westlich-europäische Gesinnung gründlich revidieren muß. Europäer, „Missionare“, die in Indien, im Sudan, in Kenia oder in Nigeria tätig sind, können dies bereits heute nur, wenn sie jeden Anschein europäischer Überlegenheit aufgeben und als Gehilfen des einheimischen kirchlichen Führungspersonals ihr Bestes zu geben versuchen. Und man muß vermuten, daß solche Selbstbescheidung vielfach nicht genügen wird, damit die „Auswärtigen“ im jeweiligen Lande bleiben können. Sporadische Ausweisungen von Missionaren während der letzten Jahre haben gezeigt, daß sich afrikanische politische Führungen nicht nur jeden Anschein einer Einmischung von Religionsgemeinschaften in Angelegenheiten ihrer Länder verbieten. In der jetzigen Phase der Entkolonisierung sind die nationalen Empfindlichkeiten so groß geworden, daß es nur kleiner Vorwände oder Konflikte bedarf, um Missionare — wie seinerzeit in Guinea und in Somalia — samt und sonders des Landes zu verweisen. Und daß mit dem Rückzug von Europäern bzw. mit deren Ersetzung durch Einheimische dem Bedarf nach „Authentizität“ noch lange nicht entsprochen ist, zeigt der Fall „Zaire“ (vgl. ds. Heft, S. 141): Der Wille zur Macht duldet keine rivalisierenden gesellschaftlichen Kräfte oder der eigenen Ideologie widersprechende gesellschaftliche Einflüsse. Im Bedarfsfall wird die Kirche zur Unterordnung unter die ideologischen Maximen und Strukturen von Staatsparteien gezwungen, gleichgültig, ob diese Kirche um „Authentizität“ bemüht ist oder nicht.

Aber dies sind erst Oberflächenveränderungen im Profil dieser Kirchen. Zum Zwang zu Selbstbescheidung kommt die *Notwendigkeit eines gesteigerten und in Denken und Handeln zugleich differenzierteren Selbstbehauptungswillens*: Solange die Kirche — geschützt durch europäische Vorherrschaft und konsolidiert durch eine einheitliche (lateinische) Kirchenkultur — ein in der Hauptsache europäisches Christentum auf andere Kontinente übertrug, konnte selbstbewußt missioniert werden, ohne sich über die politische und kulturelle Umwelt allzuviel Gedanken zu machen. In der jetzigen Spätphase der Entkolonisierung ist es mit solcher Selbstsicherheit zu Ende. Das ganze Konzept des Missionierens, des Kircheseins in der Dritten Welt, muß revidiert werden. Und dieser Zwang zur Revision greift bis an den Lebensnerv der Kirche, an ihre Existenzberechtigung. Findet sie ohne kulturelle Identität zu neuer missionarischer Ausstrahlungskraft? Setzt sich eine „neue“ Idee von Katholizität durch, die weniger auf einheitlicher Sprache, einheitlichem Recht und einheitlichem Lebensstil, sondern auf der einigenden Kraft eines die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse wandelnden

Glaubens beruht? Oder geht sie in der gegenwärtigen schwierigen Übergangsphase des Staatwerdens der Gesellschaften dieser Länder als mißverstandenes Bollwerk europäischer Denkformen und Lebenspraxis unter? Wird sie Opfer eines von inneren Schwierigkeiten ablenkenden antieuropäischen Nationalismus, oder findet sie trotz aller unvermeidbaren Konvulsionen und Entwicklungskrisen afrikanischer und asiatischer Länder in diesen Gesellschaften einen Platz nicht nur zum Überleben als eine außen-seiterische Minderheit, sondern als geistige, den Wandel in diesen Nationen mitprägende Kraft? Wird sie in der neuen, notwendigen Zuwendung zu den nichtchristlichen Religionen tiefer in den eigenen Glauben eindringen oder, in ihrem Selbstverständnis angekränkt, auf lange Sicht synkretistischen Neigungen erliegen? Auch das ist eine noch lange nicht gelöste Aufgabe, durch die die Kirche manchmal überfordert scheint, von der die Kirche selbst beherrschenden Spannung zwischen christlicher Erlösungsreligion und einer den Menschen total beanspruchenden Ideologie der Befreiung, die die Kirche in Entwicklungsländern dazu zwingt, das Verhältnis von Glaube und Welt, von weltlicher Hoffnung und endzeitlicher Bestimmung auf einem sozial-wirtschaftlichen sehr prekären Hintergrund neu zu definieren, ganz abgesehen.

In den „alten“ *westlichen Gesellschaften* sieht sich die Kirche kaum geringeren Herausforderungen konfrontiert. Aus diesen Gesellschaften bläst ihr — bei Fortdauern einer eher lahmen und gleichgültigen Grundstimmung in der Masse der Bevölkerung — ein scharfer Wind einer wenig kirchenfreundlichen Aggressivität ins Gesicht. Nicht daß man insgesamt der Kirche ihr Lebensrecht streitig machen wollte. Im Gegenteil! Bei nicht wenigen hat die Kirche als gesellschaftsstabilisierender Faktor eher wieder gewonnen. Und bei vielen, die sich über die „progressiven“ Trends der letzten Jahre in Staat, Parteien und auch Kirchen beklagten, scheint eher Verbitterung darüber zu herrschen, daß sich die Kirche nicht genügend als stabilisierende, Autorität und Nüchternheit ausstrahlende Kraft erwiesen hat, als daß sie selbst abgelehnt würde. Aber soviel man von der Kirche erwartet und so sehr man versichert, daß man um ihre transzendente Sendung weiß, wenn es an einer konkreten Frage: Abtreibung, Euthanasie, Eheverständnis — um nur einige akute ethische Standardfragen herauszugreifen — zum Schwur kommt, erscheint die Kirche dann doch als Gruppe unter vielen, die ihr sozusagen privates Gedankengut vertritt und die es gefälligst lassen möge, anderen ihre Meinung aufzudrängen. Der massivste Konflikt zwischen modernem Autonomiestreben und christlicher Theonomie steht der Kirche vermutlich erst bevor. Die geschmacklosesten Kampagnen gerade in „katholischen“ Ländern, wie gegenwärtig in der Abtreibungsfrage in Italien, geben erst einen Vorgeschmack davon (vgl. ds. Heft, S. 153). Daß dieser Konflikt in einem theologisch noch kaum konsolidierten inneren Zustand geführt werden muß und oft nicht viel an gemeinsamem Nenner

bleibt, macht ihn nicht leichter. Die inneren Umbrüche müssen erst bewältigt werden. Kirchenaustritte und Nachwuchsmangel, der enorme Rückgang der kirchlichen Presse erscheinen als zusätzliche Erosionssymptome. Kein Wunder also, wenn die Kirche den Eindruck erweckt, sie befinde sich im Dauerzustand der Überforderung.

Verdrängung als häufigste Reaktion

Nun scheinen in einem solchen Zustand soziale Körperschaften — so auch die Kirche — nicht viel anders zu reagieren als menschliche Individuen (auch wenn die Bandbreite der Reaktionen größer ist): auf breiter Linie unsicher, da und dort ausweichend, verdrängend, durch Flucht nach vorne in einen Weltoptimismus, der kein realistisches Verhältnis zum Zeitgeist findet oder mit einer Art Vogel-Strauß-Politik: man wurstelt weiter mit dem Kopf im Sand, ohne die Veränderungen an der eigenen Lage richtig zu registrieren, als ob Nennenswertes nicht geschehen wäre; oder man tut so, als handle es sich bloß um eine kurze Durststrecke, die bald überwunden ist.

Im Kirchenvolk, aber dazu gehören auch Theologen und Bischöfe, finden sich — soweit es nicht bloß als schweigende Mehrheit vornehmlich nur passiv an diesem Streß teilnimmt — zweifellos die gegensätzlichsten Reaktionen: auf der einen Seite eine Haltung fast totalen Beharrens. Die „religiöse Welt“ muß in ihrer — wie man meint — traditionellen Gestalt erhalten bleiben oder, wo sie demoliert wurde, wiederhergestellt werden: deshalb Besinnung der Kirche auf sich selbst durch Resakralisierung, durch Wiederherstellung von Autorität und Ordnung mit völliger Eindeutigkeit von Dogmen und moralischen Prinzipien. Auf der anderen Seite ein Trend des Mitlaufens: Wenn eine Generation nicht viel von „ausdrücklicher“ Religiosität hält oder gar unter dem kirchlichen Mißbrauch der göttlichen Vatergestalt als Waffe einer autoritären Lebens- und Gesellschaftsphilosophie „leidet“, dann soll man ihr nicht zuviel mit Gott und Gebet kommen, sondern im Gottesdienst Probleme bewußt machen, soziale Lebenshilfen geben. Und wenn schon Psychologen und Sozialwissenschaftler soviel von Entfremdung und Fremdbestimmung reden und den christlichen Kirchen gar ein gerüttelt Maß an Schuld an verbogenen und vergewaltigten Gewissen zuschreiben, dann darf man im Religionsunterricht so urbiblische Tatbestände wie Schuld, Sünde, Umkehr nicht allzusehr — am besten gar nicht — strapazieren: man spricht und handelt ganz in der sachkundigen Sprache der Wissenschaft von Konfliktlösung.

Ein bißchen spielt da wohl die Vorstellung mit, man brauche nur die „antiquierte“ Sprache zu ändern und die Inhalte in neue Perspektiven zu stellen, dann habe Christentum seine Aufgabe schon zeitgerecht erfüllt. Oder wer mit der aufgeklärten, weltanschaulich blasierten europäischen Gesellschaft gar nicht zurechtkommt, der malt, da er selbst nicht Afrikaner oder Asiate ist, dem Christentum eine verheißungsvolle Zukunft in der Dritten Welt aus. Wenn

sich das Abendland vom Christentum abwende, dann müsse die Kirche ihre „neuen Germanen“, so ähnlich hieß es jüngst in einer überregionalen deutschen Zeitung, eben in Afrika finden. Oder die Zukunft der Kirche gehöre — so schrieb vor kurzem eine respektierliche italienische Zeitschrift gar nicht abschätzig — den „Barbaren“.

Daß im Streß *Verdrängung* die häufigste Reaktion ist, zeigen auch viele Äußerungen zur Kirche in der Bedrängnis (exemplarisch sichtbar an der Auseinandersetzung um die vatikanische Ostpolitik). Bei den einen gedeiht der Kommunismus so friedlich harmlos, daß es ihnen gar angezeigt scheint, für die Zweifel der kommunistischen Regierungen an der staatsbürgerlichen Loyalität der Katholiken in ihren Ländern um Verständnis zu werben. Als ob es keinen kommunistischen Kirchenterror gäbe oder dieser gar eine Folge mangelnder staatsbürgerlicher Loyalität von Christen wäre. Andere, die dem diplomatischen Ringen der zentralen Kirchenleitung um die Sicherung des Existenzminimums für die Kirchen unter kommunistischer Herrschaft nichts Positives abgewinnen können, sehen dabei überhaupt nur die möglichen Nachteile einer solchen Politik in der Ost-West-Auseinandersetzung. Die Frage, wie denn dann die Zukunft der Kirche in diesen Ländern gesichert bzw. erleichtert werden könne, scheint ihnen gar keiner besonderen Argumentation wert zu sein. Beide Richtungen dürften mit dem Kopf im Sand argumentieren. Die eine verkennt Natur und Strategie des Kommunismus, die andere unterschätzt die Fähigkeit der Kirchen dieser Länder, ohne Hilfe von außen zu überleben.

Zu den Verdrängungserscheinungen einer im Inneren geschwächten und nach außen nur halbherzig akzeptierten Kirche gehören auch Stimmen und Stimmungen der letzten Zeit, die meinen, der Umschwung in der öffentlichen Meinung, die Abkehr von politischen Heilslehren, die stärkere Hinwendung zu bewahrenden Werten, die ersten Anzeichen für ein neues Traditionsbewußtsein oder gar der Umschwung von sozialdemokratischer oder linksliberaler Reformeuphorie zu den pragmatischeren sozial- und christdemokratischen Leitbildern würde auch für die Kirche neuen Aufschwung in der Öffentlichkeit bedeuten. Dazu liegen bei uns politisches Interesse und religiöse Überzeugung beim Durchschnittsbürger jedenfalls zu weit auseinander. Nicht einmal die neuen spirituellen Regungen der letzten Jahre bedeuten schon eine Revitalisierung der Volkskirche, wenn sie auch Zeichen eines erstarkenden Bedürfnisses nach religiöser Erfahrung sind.

Das Selbstvertrauen auf den Glauben konzentrieren

Wer also seine Hoffnung auf kirchlich-religiöse Erneuerung nicht am jeweils nächstliegenden Strohalm ausrichten will, wird zunächst um eine nüchterne Einschätzung der politischen und religiös-geistigen Weltlage bemüht

sein. Dazu gehört eine unverfälschte Einschätzung der kommunistischen Welt. Religion und Religiosität haben sich zwar trotz Diskriminierung und Unterdrückung selbst dort noch in den Wurzeln am Leben halten können, wo keine wirksamen Regelungen von außen möglich sind. Auch ist der Kommunismus vielfältiger geworden. Aber es sollte doch wohl für niemanden ein Zweifel daran bestehen, daß nicht nur seine Regierungsweise weiterhin totalitär ist, sondern daß die möglichst totale Ausschaltung (nicht selten über den Weg der Gleichschaltung) von Kirche und Religion eines seiner wesentlichen Ziele bleibt. Deswegen bleibt trotz aller Notwendigkeit von Verhandlungen eine klare Absage an den Kommunismus als weltanschauliches System und an alle kommunistenfreundlichen Strömungen sowohl im Blick auf den Osten wie auf den Westen eine wichtige Aufgabe. Kirchliche Konvergenztheorien, die da und dort mehr der Haltung als der Theorie nach anzutreffen sind, wären kaum der richtige Modus der Begegnung mit einem weltanschaulich absolutistischen und politisch totalitären System, wie immer man seine Zukunftsmächtigkeit einschätzt.

Am besten aber wird sich die Kirche sowohl gegenüber marxistisch-kommunistischen wie gegenüber einseitig emanzipatorischen oder vordergründig am Machbaren orientierten positivistischen Weltbildern behaupten und in der Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen Ideologien auch in der Öffentlichkeit wieder mehr Profil gewinnen, wenn sie sich allen Versuchen von links wie von rechts widersetzt, Religion, Kirche, Glaube, Gott zum Mittel gesellschaftlich-politischer Ziele zu machen, anstatt den Glauben an Gott, die biblische Offenbarung und das Wissen um die Transzendenz des Menschen ohne Aufweichung seiner Forderungen für das praktische Leben als *kritisches Korrektiv* einzubringen. Das bedeutet nichts anderes, als daß die Kirche und alle, die an ihrer Verkündigung mitarbeiten, ihr Vertrauen wieder darauf konzentrieren, daß der Glaube selbst der *letztlich einzige Weg* zur Glaubwürdigkeit der Kirche in der Gesellschaft ist.

Jeder, der von den Lebensgesetzen der heutigen Gesellschaft etwas versteht, weiß, daß dies nicht leicht ist. Diese Gesellschaft, die dem einzelnen nicht nur institutionell, sondern auch psychologisch — trotz allem modernen Freiheitspathos — nicht allzuviel Freiheit läßt, ist keine *anima naturaliter christiana*. Wer in ihr etwas bzw. jemanden für den Glauben wirklich aufschließen will, muß nicht nur durch Labyrinth von Vorurteilen hindurch, er muß sich auch bewußt sein, wie leicht und plausibel Glaube, Religion, das Denken und Handeln in transzendenten Kategorien als Nebensache, als bedeutungslos angegangen werden kann. Das Menschlich-Allzumenschliche liefert in der Kirche dann zusätzliche Plausibilitätsgründe. Gerade deswegen wäre es gut, wenn alle Psychologiebeflissenen in Predigt, Erziehung und Bildung sich speziell solcher Tatbestände des leichten Verdrängens annehmen würden. Der Illusion, die Chance der Kirche der Zukunft liege nur noch in der Dritten Welt, also bei den „neuen Germanen“, sollte man aber auf keinen Fall unterliegen, denn altes und neues Heidentum stoßen dort in sehr viel geringeren Zeiträumen aufeinander als in Europa. Das Intervall für eine gründliche Evangelisation bleibt kurz: Während die Kirche sich in Afrika insgesamt numerisch ausdehnt, hat sie in den städtischen Großräumen mit ihrer wurzellosen Bevölkerung mit Säkularisierungssymptomen fast ebensosehr zu kämpfen wie in Europa. Und erst in hundert Jahren wird man sagen können, ob der Glaube tief genug eingedrungen ist, oder ob wir in Afrika dann ebenso eine ‚sakramentalisierte‘, aber nicht eigentlich christianisierte Bevölkerung antreffen, wie sie in Lateinamerika immer noch beklagt wird. Nur wenn es dort und hier bei uns gelingt, den säkularisierten Menschen nicht nur für Fragen des Glaubens, sondern für eine konsequente private und öffentliche Haltung aus dem Glauben zu öffnen, wird kirchliches Christentum — ob in Freiheit oder in politischer Bedrängnis lebend — die gegenwärtige Herausforderung bestehen.

D. A. Seeber

Vorgänge

Diskussion um Sterbehilfe und Euthanasie in der Schweiz

Noch während der Auseinandersetzungen um die Straffreiheit des Schwangerschaftsabbruchs setzte in der Schweiz

die Diskussion um die Straffreiheit der passiven und aktiven Sterbehilfe ein. Am 10. September 1974 begann in

Zürich, von Presse und Öffentlichkeit kaum zur Kenntnis genommen, die Unterschriftensammlung für eine Ständesinitiative „Sterbehilfe auf Wunsch für unheilbar Kranke“, die am 3. Februar 1975 mit 5500 Unterschriften beim Kantonsrat eingereicht wurde.